

Materialität des Geistes

Zur Sache Kultur –
im Diskurs mit Ulrich Oevermann

Herausgegeben von
Roland Burkholz, Christel Gärtner
und Ferdinand Zehentreiter

Velbrück Wissenschaft

Claudia Honegger

Deutungsmusteranalyse reconsidered¹

1. Deutungsmuster. Die Karriere eines Konzepts

Als zu Beginn des Jahres 1973 das graue Papier von Ulrich Oevermann »Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern« zu kursieren begann², hatte ich mich schon seit einiger Zeit in das Material zu den europäischen Hexenverfolgungen verbissen, aus dem irgendwie eine soziologische Diplomarbeit entstehen sollte. Ich stürzte mich auf das Konzept der Deutungsmuster, weil es mir einen theoretischen Rahmen versprach, den ich dringend benötigte, um nicht völlig im historischen Material zu versinken. Ich hatte den Eindruck, daß ich es ja mal versuchen könnte, anhand der Hexentheorien den Deutungsmusternsatz exemplarisch durchzuspielen. Die paradoxe Folge dieses Versuchs war und ist, daß ich mich damit an den Rand der Disziplinen Soziologie und Geschichte katapultiert habe.

Das Papier von Oevermann war eigentlich ein Antrag für ein größeres Forschungsprojekt über vorhandene Ideen zur Chancengleichheit in der Schule. Zunächst sollte das »theoretisch-allgemeine Problem der Struktur von Deutungsmustern« behandelt werden. Spezifischer sollte es dann um die Frage gehen, »welche (nur unvollständigen und dann verzerrt explizierten) Interpretationen sozialer Sachverhalte als konstitutiv hinter den faktischen schulischen Lernzielen und der darin sich manifestierenden Selektion von Wissen liegen« (S. 1). Als zu untersuchendes Material waren Lehrmaterialien und Lernzielkataloge aus dem Sozialkundeunterricht vorgesehen. Im ersten Teil über die Struktur sozialer Deutungsmuster finden sich all jene Gedanken, welche das Papier berühmt gemacht haben. Ausgehend von der Feststellung, daß die Frage nach der Konstitution von Sinnzusammenhängen wieder verstärkt ins Zentrum der theoretischen Soziologie gerückt sei (dies unter Verweis auf die Habermas/Luhmann-Kontroverse³ und das Buch von Berger/

¹ Für konkrete Hinweise und äußerst luzide Kommentare danke ich Peter Schallberger.

² Ulrich Oevermann, »Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern«, unveröffentlichtes Manuskript, Berlin (MPI für Bildungsforschung). Das Papier ist datiert auf den 25. Januar 1973. Alle Seitenangaben im Text beziehen sich auf dieses Manuskript.

³ Jürgen Habermas und Niklas Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder*

Luckmann⁴), die empirische Sozialforschung jedoch durch ihre Befragungsmethoden das Problem trivialisiere, kommt Overmann zu jenen beiden Postulaten, die den Kern seiner Argumentation ausmachen:

- a) »Unter Deutungsmustern sollen nicht isolierte Meinungen oder Einstellungen zu einem partikularen Handlungsobjekt, sondern in sich nach allgemeinen Konsistenzregeln strukturierte Argumentationszusammenhänge verstanden werden. Soziale Deutungsmuster haben also ihre je eigene ›Logik‹, ihre je eigenen Kriterien der ›Verfügnigkeit‹ und ›Gültigkeit‹, denen ein systematisches Urteil über ›Abweichung‹ korreliert. Insofern sind sie durchaus wissenschaftlichen Hypothesensystemen als Argumentationszusammenhängen mit spezifischen Standards der Gültigkeit vergleichbar.«
- b) »Soziale Deutungsmuster sind funktional immer auf eine Systematik von objektiven Handlungsproblemen bezogen, die deutungsbedürftig sind« (S. 3).

Das sind – so Overmann – zwei nur analytisch zu trennende Gesichtspunkte, die in der Realität zirkulär aufeinander verweisen, da Deutungen nicht ohne Rückbezug auf Handlungsprobleme erklärt werden können, diese aber immer schon als kulturell interpretierte aufgefaßt werden müssen. Aus diesen Gründen plädiert er für ein ›Spiralmodell der historisch-genetischen Analyse‹, »in dem willkürlich zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt objektive Handlungsprobleme als Anknüpfungspunkte für die soziale Konstruktion von Deutungsmustern angegeben werden, und dann der Prozeß der Vervollständigung dieser Deutungsmuster analysiert wird« (S. 4).

Damit ist bereits ein zentrales Problem des Deutungsmusteransatzes benannt: So schön und einfach es klingt; dieses Spiralmodell hat seine Tücken. Können tatsächlich Handlungsprobleme willkürlich herausgegriffen und die kognitiven ›Antworten‹ und schließlich der Prozeß der Vervollständigung rekonstruiert werden? Bereits in diesem frühen Projektrantrag scheint das geplante Vorgehen ein anderes zu sein: zunächst liefern aktuelle Probleme (zum Beispiel im Schulalltag) Fragen nach den dahinterliegenden Deutungen der Akteure. Die Analyse geeigneter Dokumente wie Curricula soll die impliziten Konzepte erschließen, welche Handeln und Denken strukturieren. Diese können als solche rekonstruiert und beschrieben werden. Ihre historische Genese hingegen kann ich nur verstehen, indem ich Schritt für Schritt zurückgehe, bis ich wirklich an einem Punkt angelangt bin, wo ich mit hoher Plausibilität sagen

Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?, Frankfurt am Main 1971.

- 4 Peter Berger und Thomas Luckmann, *The Social Construction of Reality* [1966], dt. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt am Main 1970.

kann, daß hier die Ausgangskonstellation vorliegt. Dieses Vorgehen verlangt eine Kombination von wissenssoziologischen und historiographischen Methoden, die den Disziplinen Soziologie und Geschichte, wie sie heutzutage verstanden und betrieben werden, eher widerstrebt und widerspricht. Daraus erklärt sich auch die unterschiedliche Wahrnehmung des Deutungsmusterkonzepts in den beiden Disziplinen: Während die historische Zunft den Ansatz weitgehend ignoriert, üben sich soziologische Spezialisten gerne in Definitionen.⁵ Dies läßt sich auch an der Rezeption meiner Studie über das Hexenmuster ablesen: Sozialwissenschaftliche Deutungsmuster-Theoretiker zitieren höchstens das erste Kapitel, ohne auf die folgenden inhaltlichen Analysen einzugehen.⁶ Hi-

- 5 Zum Beispiel Bernd Dewe und Wilfried Ferchhoff, »Deutungsmuster«, in: Harald Kerber und Arnold Schmieder (Hg.), *Handbuch Soziologie*, Reinbek bei Hamburg 1984, S. 76-81. Michael Meuser und Reinhold Sackmann, »Zur Einführung. Deutungsmusteransatz und empirische Wissenssoziologie«, in: dies. (Hg.), *Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie*, Pfaffenweiler 1992, S. 9-37 (hier gibt es auch sogenannte Deutungsmuster-Essentials). Christian Lüders, »Deutungsmusteranalyse. Annäherung an ein risikoreiches Konzept«, in: D. Garz, K. Kraimer (Hg.), *Qualitativ-empirische Sozialforschung*, Opladen 1991, S. 377-408. Für die Erziehungswissenschaften vgl. Rolf Arnold, »Deutungsmuster. Zu den Bedeutungselementen sowie den theoretischen und methodologischen Bezügen eines Begriffs«, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 29, 1983, S. 893-912; Wilke Thomssen, »Deutungsmuster – eine Kategorie der Analyse von gesellschaftlichem Bewußtsein«, in: *Handbuch zur Soziologie der Weiterbildung*, hg. von Ansgar Weymann, Darmstadt/Neuwied 1980, S. 358-373; Uwe Sander und Ralf Vollbrecht, »Deutungsmuster«, in: dies., *Zwischen Kindheit und Jugend*, Weinheim 1985, S. 22 ff. »Die deutungsmustertheoretische Perspektive«, in: Bernd Dewe, Günter Frank und Wolfgang Hüge, *Theorien der Erwachsenenbildung*, München 1988, S. 184 ff. Für die Industriosozologie vgl. Günter Voß, »Soziale Deutungsmuster als relativ autonome generative Tiefenstruktur des Bewußtseins«, in: ders., *Bewußtsein ohne Subjekt? Eine Kritik des industriosozologischen Bewußtseinsbegriffs*, 1984. Kritisch zu einem monierten ›Objektivismus‹ des Ansatzes: David Pensé, *Lebenswelt und Deutungsmuster. Zur Situation von Sozialhilfeempfängern und Arbeitslosen im ländlichen Raum*, Münster/Hamburg 1994, S. 29 f. Für die Psychologie: Peter Michael Wiedemann, »Deutungsmusteranalyse«, in: Gerd Jürtemann (Hg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie*, Heidelberg 1989, S. 212-226.

- 6 Claudia Honegger, »Die Hexen der Neuzeit. Analysen zur anderen Seite der okzidentalen Rationalisierung«, in: dies. (Hg.), *Die Hexen der Neuzeit. Studien zur Sozialgeschichte eines kulturellen Deutungsmusters*, Frankfurt am Main 1978. Das 1. Kapitel »Vorbereitende Bemerkungen

storiker und Historikerinnen dagegen erwähnen das erste Kapitel und den theoretischen Anspruch der Studie nie, um sich ganz entweder positiv oder negativ auf die inhaltlichen Teile zu beziehen.⁷

In der historiographischen Terminologie handelt es sich beim Deutungsmusteransatz eigentlich um eine Sozialgeschichte von Ideen. In der Soziologie steht der Ansatz in der Tradition der klassischen deutschen Kultur- und Wissenssoziologie. Darauf hat Oevermann bereits in seinem Papier von 1973 hingewiesen: »Sinngemäße Entsprechungen finden sich schon vorher in wissenschaftlichen Analysen, etwa in Verbindung mit dem Begriff der »Relevanzsysteme« oder der »Realitätskonstruktion« einer der Phänomenologie verpflichteten Soziologie (Berger/Luckmann)« (S. 8). Alfred Schütz selbst wird nicht herbeigezogen. Und die Wissenssoziologie nimmt Oevermann nur durch den Filter von Berger/Luckmann wahr. Implizit dürfte der Einfluß des Konzepts der »gedachten Ordnung« von Francis⁸, der Studien zum Gesellschaftsbild des Arbeiters von Popitz/Bahrdt⁹ sowie der Ausführungen von Lepsius,

zu einer Theorie kultureller Deutungsmuster« wird gelegentlich in Arrickeln und Lehrbucheinträgen zitiert. Vgl. unter anderem Dewe und Ferchhoff, »Deutungsmuster«, a. O. (wie Anm. 5); Ralf Vollbrecht, »Der Deutungsmusteransatz«, in: ders., *Ost-westdeutsche Widersprüche*, Opladen 1993, S. 49 ff. Dewe u. a., »Die deutungsmustertheoretische Perspektive«, a. O. (wie Anm. 5), S. 187 ff.

⁷ Ausgesprochen negativ zum Beispiel G. Schormann, *Hexenprozesse in Deutschland*, Göttingen 1981; D. Unverhau, »Frauenbewegung und historische Hexenverfolgung«, in: A. Blauert (Hg.), *Ketzer, Zauberer, Hexen. Die Anfänge der europäischen Hexenverfolgungen*, Frankfurt am Main 1990, S. 24 iff.

Ähnlich disziplinär aufgeteilt ist auch die Rezeption meiner Studie zur Geschlechterdifferenz, in der es ebenfalls um die Rekonstruktion eines epochalen Deutungsmusters im Zusammenwirken von Handlungsproblemen, Alltagswissen und wissenschaftlichem Wissen geht: Claudia Honegger, *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750-1850*, Frankfurt am Main 1991.

⁸ Vgl. E. K. Francis, *Wissenschaftliche Grundlagen soziologischen Denkens*, Bern 1957. Francis, bei dem Oevermann in München studiert hatte, insistiert vor allem auf dem heuristischen Wert der »gedachten Ordnung« als einem »postulierten Begriff«, der »nicht der unmittelbaren Anschauung entnommen ist« (S. 100).

⁹ Heinrich Popitz, Hans Paul Bahrdt, Ernst August Jüres und Hanno Kesting, *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie*, Tübingen 1957. Hier wird betont, daß Deutungen gesellschaftlicher Verhältnisse in einer Beziehung stehen zu Alltagsverfahrungen und praktischen Handlungsorientierungen. Ähnliches findet sich bereits in Geigers Konzept der »Schichtmentalität« (»Die Mentalität

der ja bereits den Begriff »kulturelle Deutungsmuster« eingeführt hatte, größer gewesen sein, als aus dem Papier direkt hervorgeht.¹⁰ Auffallend ist allerdings, daß zwar Max Weber erwähnt wird, nicht aber Karl Mannheim, mit dem der Deutungsmusteransatz, wie er damals von Ulrich Oevermann entworfen wurde, bis in die Terminologie hinein sehr viele Überlegungen gemeinsam hat. Ich werde auf die Verbindung von Deutungsmusteranalyse und Wissenssoziologie im Schlußabschnitt zurückkommen.

Oevermann geht von der Annahme aus, daß Deutungsmuster nicht lose Ensembles von unzusammenhängenden Interpretationen sind, sondern daß sie über eine »innere generative Logik«¹¹ verfügen, in deren Rahmen Passungsverhältnisse und Übereinstimmungen respektive Unvereinbarkeiten angegeben werden können. Unter Verweis auf Webers *Protestantische Ethik* erörtert Oevermann, inwiefern gerade Inkompabilitäten den sozialen und kulturellen Wandel vorantreiben können, und konkretisiert diese Annahme für sein eigenes Forschungsvorhaben: »Der gegenwärtig die Bildungsreform-Diskussion bestimmende Begriff der Chancengleichheit läßt sich als Versuch der Lösung von Unvereinbarkeiten interpretieren, die aus der Gleichzeitigkeit der für die bürgerliche Gesellschaft konstitutiven Prinzipien der Gleichheit und der Belohnung nach Leistung resultieren« (S. 14). Die bürokratischen Steuerungsversuche schulischer Lernprozesse und die zunehmende Verwissenschaftlichung der Lehrplangestaltung sollen soziologisch untersucht werden, weil Curricula »gleichsam als kodifizierte und institutionalisierte Deutungsmuster aufgefaßt werden können«. »Als Vorfrage einer wissenschaftlichen Analyse von Bestandteilen des gegenwärtigen Curriculums in unseren Schulen stellt sich also das grundsätzliche

[...] ist geistig-seelische Disposition, ist unmittelbare Prägung des Menschen durch seine soziale Lebenswelt und die von ihr ausstrahlenden, an ihr gemachten Lebenserfahrungen«. Vgl. Theodor Geiger, *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes*, Stuttgart 1932.

¹⁰ M. Rainer Lepsius verwendet den Begriff in seiner Habilitationsschrift von 1963. Vgl. »Kulturelle Dimensionen der sozialen Schichtung«, in: ders., *Interessen, Ideen und Institutionen*, Opladen 1990, S. 96-116: »Kulturelle Deutungsmuster der Ungleichheit bieten den Schichtangehörigen eine kollektive Orientierung und die Möglichkeit, den prinzipiellen Anspruch, Vollbürger zu sein, aufrechtzuerhalten, auch dann, wenn er nicht verwirklicht werden kann. Durch sie erhält die Ungleichheit einen auf die Ordnung der Gesamtgesellschaft projizierten Sinnbezug auf die eigene Lage und der eigene Anspruch seine Rechtfertigung« (S. 113).

¹¹ Im Anschluß an das Konzept der generativen Grammatik von Noam Chomsky.

Problem, welche Konsequenzen für die soziale Veränderung von fünf die gegenwärtige Industriegesellschaft zentralen sozialen Deutungsmustern sich aus dieser Entwicklung der Szentifizierung der Curricula ergeben, welche Umstrukturierung aus der Durchdringung vorwissenschaftlicher Deutungsmuster mit den Standards der Wissenschaftlichkeit sich ergibt und welche spezifischen Inhalte dabei ausgeschlossen und welche ehemals peripheren jetzt in den Vordergrund gerückt werden« (S. 28).

Da das Projekt nicht durchgeführt wurde, kam es nicht zu einer Analyse des modernen Gesellschaften prägenden Deutungsmusters »Chancengleichheit, seiner nationalstaatlichen und kulturellen Unterschiede sowie der Wechselwirkungen zwischen Verwissenschaftlichung und Alltagswissen. Die eigentliche Deutungsmusterperspektive wurde an anderen Orten und von anderen Leuten weitergeführt¹², während Oevermann die methodologischen Implikationen weiterentwickelte. Bereits in dem grauen Papier finden sich eine ausführliche Kritik standardisierter

12 Vgl. unter anderem Hartmut Neuendorff und Charles Sabel, »Zur relationalen Autonomie der Deutungsmuster«, Ms. 1977, auch in: K. M. Bolte (Hg.), *Verhandlungen des 18. Deutschen Soziologentages*, München 1978, S. 824 ff.; Ulf Matthies, »Bourdieu« und »Konopka. Imaginäres Rendezvous zwischen Habituskonstruktion und Deutungsmusterrekonstruktion«, in: Klaus Eder (Hg.), *Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis*, Frankfurt am Main 1989, S. 221-299; ders., »Lebensstile und Deutungsmuster. Randbemerkungen zu Problemen bei der Analyse einer zeitdiagnostischen Zentralkonstellation«, in: Michael Meuser und Reinhold Sackmann (Hg.), *Analyse sozialer Deutungsmuster*, a. a. O. (wie Anm. 5), S. 103-113; ders., »Standbein – Spielbein: Deutungsmusteranalysen im Spannungsfeld von objektiver Hermeneutik und Sozialphänomenologie«, in: D. Garz und K. Kraimer (Hg.), *Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik*, Frankfurt am Main 1994, S. 73-113; Yvonne Schütze, *Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters »Mutterliebe«*, Bielefeld 1986; Michael Meuser, *Geschlecht und Mütterlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*, Opladen 1998; Heinz Böcker, Hartmut Neuendorff und Harald Rüsler: »Hörder Milieu. Deutungsmusteranalysen als Zugang zur Rekonstruktion intermedialer Sozialstrukturen – an Fällen«, in: Ulf Matthies, *Die Räume der Milieus*, Berlin 1998, S. 151-175. – In den Beispielen aus der Praxis der objektiven Hermeneutik in dem Band *Die Welt als Text* von 1994 findet sich keine Deutungsmusteranalyse, während nun in den neuen Band eine solche Studie aufgenommen wurde. Vgl. Bernhard Haupt, »Zwischen Anpassung und Widerstand: Priester in der NS-Zeit. Rekonstruktion politischer und sozialer Deutungsmuster«, in: K. Kraimer (Hg.), *Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*, Frankfurt am Main 2000, S. 415-462.

Befragungsmethoden und der Hinweis auf die Notwendigkeit einer vorab vorgenommenen Explikation der zu prüfenden Einstellungsmuster, was nur durch eine hermeneutische Interpretation möglich sei. Oevermann bezeichnete das als »die unabdingbare Rückbesinnung der gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Forschung auf die methodischen Traditionen der Geisteswissenschaften. Die nach dem Kriege so moderne Abkehr von den Geisteswissenschaften bedeutet heute häufig die Borniertheit der Primärerfahrung des sozialwissenschaftlichen Forschers« (S. 22). Aus dieser Kritik an standardisierten Befragungen, Einstellungsmessungen und dem in Fragebögen enthaltenen *Common sense* der Forscher ist die objektive Hermeneutik entstanden, die heute zwar berühmt ist, ohne daß es ihr freilich gelungen wäre, die gängige Praxis in Sozial- und Meinungsforschung wirklich zu verändern. Zudem scheint mir, daß die Methodologie der objektiven Hermeneutik die methodischen Schwierigkeiten einer Analyse kollektiver Deutungsmuster eher eskamotiert als behoben hat. Jedenfalls haben sich die Bereiche noch mehr auseinanderdividiert. Die einen betreiben Hermeneutik am Einzelfall; andere wiederum widmen sich einer eher traditionellen ideengeschichtlichen Untersuchung von Deutungstraditionen. Gleichzeitig hat der Begriff »Deutungsmuster« in unterschiedlichen Disziplinen eine gelegentlich fragwürdige Karriere durchlaufen¹³ und ist auch in den alltäglichen Sprachgebrauch diffundiert.¹⁴

13 Die Popularität des Konzepts in den Erziehungswissenschaften wäre eine eigene Analyse wert. Da soll es nun auch eine »Dummheit der Deutungsmuster« geben – angeblich bei Y. Keycz u. a., *Bildungsurlaubsversuchs- und -entwicklungsprogramm*, Heidelberg 1979/80, zitiert nach Dewe u. a., »Die deutungsmustertheoretische Perspektive«, a. a. O. (wie Anm. 5), S. 187. In den Theorien zur Erwachsenenbildung haben Deutungsmuster eine eigenwillige Entwicklung durchgemacht: »Dort, wo die Interaktion durch formalistische Modelle und Sprachcodes stark reglementiert ist, ist auch der Effekt von Deutungsmustern geringer (am Arbeitsplatz, wie aber auch etwa beim Skatspielen), das heißt, daß mit zunehmender Formalisierung oder auch Institutionalisierung von Interventionen (subjektiv wie objektiv) die Wirkweise von Deutungsmustern (Deutung, Problemidentifizierung, Problemlösung, Reinterpretation der Deutungsregeln, Aufklärung von Deutungsmustern) eingeschränkt wird; sie verlieren ihre produktive Funktion und verkommen in der Folge zum Stereotyp, zum verdinglichten Problemlösungsmuster. Erst wenn soziale Deutungsmuster ihre prinzipielle Entwicklungsoffenheit und Erfahrungsoffenheit einbüßen und sich zu Stereotypen und Klischees verwandeln, stimmt die Rede von der »Dummheit der Deutungsmuster« (ebd., S. 186 ff.). Wie ein *prinzipiell* entwicklungsoffenes Gebilde plötzlich versteinern soll, bleibt dabei reichlich unklar. – Mittlerweile kursiert gar die Vorstellung, die Methodologie der objektiven Hermeneutik sei selbst ein

Irgendwie scheint die objektive Hermeneutik als Methode eine beinahe paradoxe Tendenz ausgelöst zu haben. Ihre Eleganz und ihr Vermögen, in relativ kurzer Zeit neue Problemstellungen zu erschließen, haben dazu beigetragen, daß sie häufig als Zweck an sich aufgefaßt wird. Die Arbeit am konkreten Fall ist aber insbesondere in einer Deutungsmusteranalyse nur ein erster Schritt, der zwar Fragen generiert, aber nicht vollumfänglich beantwortet. Sollen nicht Deutungsmuster mit Fallstrukturen gleichgesetzt werden, muß die Rekonstruktion als sozialgenetische und historisch-genetische Analyse im Sinne der klassischen Wissenssoziologie auf zusätzliches Material und heterogene methodische Verfahren zurückgreifen.

Ich werde dies nun an zwei Beispielen erörtern, die zeigen sollen, wie durch eine hermeneutische Analyse von Falldaten Fragmente von Deutungsmustern isoliert werden können, die dann einer rekonstruktiven Analyse unterzogen werden müßten. Im ersten Beispiel, der Eröffnungssequenz von Joachim Fests Buch über Albert Speer, werde ich nur die aus dem exklusiven Bezug auf ein einzelnes Fallmaterial sich ergebenden Probleme erörtern. Im zweiten Beispiel, einer Interpretation des Selbstbilds der *Cultural Studies*, werde ich einen historisch-genetischen Rekonstruktionsversuch skizzieren. Die Beispiele sind so gewählt, daß sie den Begriff ›Kultur‹ fokussieren und zusätzlich auf die Problematik politischen und ästhetischen Urteilens verweisen, welche im Anschluß erörtert wird, bevor abschließend auf die Verknüpfung von Wissenssoziologie, Weltanschauungsinterpretation und Deutungsmusteranalyse eingegangen wird.

Deutungsmuster. So prophezeite Gerald Schneider 1994, »daß ein Festhalten an einer strukturalistischen Einbindung die Wahrscheinlichkeit verringern wird, daß das Deutungsmuster der Objektiven Hermeneutik überlebensfähig sein wird.« »Sozialwissenschaftliche Hermeneutik und ›strukturelle‹ Systemtheorie. Zu den Grenzen und Entwicklungsmöglichkeiten der ›Objektiven Hermeneutik‹, in: Garz/Kraimer (Hg.), *Die Welt als Text*, a. a. O. (wie Anm. 12), S. 153-194, S. 188.

14 So gibt es etwa ein »Skript-Deutungsmuster-Konzept« zur »wertebezogenen Verhaltensänderung und Kompetenzsteigerung«, in: *Handbuch Personalentwicklung und Training*, Köln 1957; oder E. Bronfen (Hg.), *Trauma zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster*, 1999. Und auf der Homepage der Uni Bremen findet sich der Eintrag: »Der Wille, der Trieb und das Deutungsmuster vom Lustmord«.

2. Der Fall Fest/Speer

Um den allgemeinen Zugang zu meiner Argumentation zu erleichtern, habe ich nicht auf Material aus eigenen Forschungen zurückgegriffen, sondern den Anfang des Buches eines bekannten Autors ausgewählt. Es handelt sich um den ersten Abschnitt aus dem Werk von Joachim Fest über Albert Speer.¹⁵

EINFÜHRUNG

Fragen, Widersprüche, Fragen

In einer Figurengalerie des Hitlerregimes gehört Albert Speer zweifellos auf einen der vordersten Plätze. Obwohl er die längste Zeit zur eher privaten Umgebung Hitlers rechnete und der breiteren Öffentlichkeit kaum bekannt war, haben ihn die etwas mehr als drei Jahre als Rüstungsminister weit nach vorn und, wie er nicht ganz grundlos annahm, bis auf den Platz des ›Zweiten Mannes im Staat‹ gerückt. Er war frei von den verbogenen, in aller schau-stellerischen Jovialität düsteren Zügen, die, von Hitler angefangen, fast jeder der Führungsfiguren eigen waren und ihrer Herrschaft die Aura des Nicht-ganz-Geheuren gegeben haben. Schon im Äußeren unterschied er sich auffallend vom Typus des Politischen Leiters, der, mit breitem Nacken und Gesäß, seit der Machtergreifung nach oben kam und, zusammen mit dem nationalen Aufbruch, die Sache des eigenen Vorteils betrieb. Immer stach die hochgewachsene und intelligente, sichtlich auf Abstand bedachte Erscheinung aus der Masse der lärmenden, resolut ins Bild drängenden Erfolgsleute heraus, ganz als habe er sich nur versehentlich in ihre Nähe verirrt. Dennoch zählte er dazu, und diese Ambivalenz deutet etwas von den Widersprüchen an, die Speers Lebensrätsel ausmachen (S. 7).

Ich werde im folgenden die Analyse dieser Einstiegspassage verkürzt und zugespitzt auf einige Fragestellungen darstellen. Die Verdoppelung des Wortes ›Fragen‹ im Titel signalisiert den Schwierigkeitsgrad, Antworten zu finden. Falls keine gefunden werden sollten, ist hier bereits eine Art Exkulpation vorweggenommen.

›Figurengalerie‹ ist eine unübliche Zusammensetzung. ›Figuren‹ sind statisch, oft Sachen: Schachfiguren, Wachfiguren, sie erwecken Assoziationen an Figuranten (stumme Personen, Chorführerinnen im Theater) oder Figürchen (etwa zerbrechliche aus Porzellan). ›Galerie‹

15 Joachim Fest, *Speer. Eine Biographie*, Berlin 1999.

hat etwas Majestätisches, Erhabenes: Ahnengalerien, Kunstgalerien. Figuren sind stumme Dinge, zerbrechlich und klein, die in eine fiktive <Galerie> hineingestellt wurden, also passiv da sind, eben figurieren.

<des Hitlerregimes> das ist die nächste unübliche Zusammensetzung. <Regime> wird verwendet für Regierung, Herrschaftsform, aber auch für legitime Herrschaft. Gebräuchlich ist *Ancien régime* als Sammelbegriff für über die Regierungsformen hinausreichende Ordnungskonzeptionen der europäischen Gesellschaften vor der Französischen Revolution. Warum steht nicht Hitlers Unrechtsregime? Oder zum Beispiel: In Hitlers Horror-Kabinett?

<gehört Albert Speer zweifellos auf einen der vordersten Plätze> A. S. gehört einerseits dazu, andererseits gebührt ihm ein Platz vorne. Der Historiker oder der Regisseur rückt ihn als Figur nach vorne, wo er gut sichtbar ist. Wer aber könnte zweifeln? Der Autor? Die Leserschaft? Oder gar Albert Speer selber?

<Obwohl er die längste Zeit> Das <Obwohl> verwirrt zunächst. Man ist versucht, es als Gegensatz zum vorher Gesagten zu lesen: Obwohl er dort eigentlich nicht hingehört, auf einen solchen vordersten Platz. Das kann es nicht sein, und es dauert ziemlich lange, bis das Obwohl sich aufklärt. <die längste Zeit>: Es ist nicht klar, was das heißt. Lange Zeit wäre zwar unpräzise, aber nicht auffällig. Die längste Zeit aber verlangt nach einem Referenzsystem. Die längste Zeit seines Lebens? Oder der Nazi-Herrschaft? Das wäre dann von 1933 bis 1945. Und davon wären wie viele Jahre die <längste Zeit>? Mindestens sieben Jahre müßten es dann schon sein. Aber das erfahren wir nicht. Dafür folgt eine Charakterisierung der längsten Zeit:

<zur eher privaten Umgebung Hitlers rechnete> Eher privat heißt hauptsächlich privat, aber nicht nur privat, sondern ein wenig öffentlich auch noch. Zunächst fragt sich, ob bei Hitler überhaupt von Privatsphäre gesprochen werden kann. Jedenfalls wäre das erklärungsbedürftig. Der Autor müßte uns irgendwie erläutern, was er in diesem Zusammenhang unter <privat> versteht. Dann kommt das Wort <Umgebung>. Also eher Umgegend. Das ist eher landschaftlich formuliert: Bäume, auch Gebäude, vielleicht noch Nachbarn gehören zur Umgebung. Versehen mit dem Adjektiv <privat> würden wir eher Umfeld oder Umgang erwarten. Verbunden mit dem Verb <rechnet> wird es noch rätselhafter: Wer rechnet hier was zu wem? Jemand rechnet zur Umgebung gerechnet, das heißt zugeordnet? Jedenfalls handelt es sich hier um eine eigenartige Form einer Passivkonstruktion.

<und der breiten Öffentlichkeit kaum bekannt war> Also die <breite Öffentlichkeit> kann nicht zugerechnet haben, da sie ihn kaum kannte. Also war er es doch selber? Oder war es Hitler? Oder eine schmale (aber gut informierte) Öffentlichkeit? Oder ist es der Autor-Historiker? Je-

denfalls gibt es jetzt einen eindeutigen Gegensatz <privat> versus <öffentlich>, der aber nicht erklärt wird. <Kaum bekannt> ist auch wieder eine etwas unklare Formulierung: für die breite Öffentlichkeit blieb er unbekannt, für eine kleinere Öffentlichkeit hingegen war klar, daß er zur privaten Umgebung zählte. Und weiter:

<haben ihn die etwas mehr als drei Jahre als Rüstungsminister> Endlich wird es scheinbar präzise: genaue Zeitangaben, genaue Funktionsbestimmung. Aber die Passivkonstruktion verstärkt sich: es sind die etwas mehr als drei Jahre, die etwas tun werden, nicht A. S., der hier wieder wie eine Figur eingeführt wird, mit der etwas passiert, nachdem er zuvor wie ein Baum in der privaten Umgebung herumstand. Nun ist er plötzlich Rüstungsminister. Der historisch korrekte Titel erweckt dennoch zusammen mit <Speer> sogleich Assoziationen an Ritterrüstungen und edle Ritter, an Mut und Heldentum. Was aber haben die drei Jahre nun mit ihm getan? Sie haben ihn

<weit nach vorn [...] bis auf den Platz des »Zweiten Mannes im Staat« gerückt>. Das ist nun plötzlich grellstes Rampenlicht, und, wenn wir den Einschub dazunehmen: <wie er nicht ganz grundlos annahm>, ist das ein Zitat, und Albert Speer hat sich selbst als zweite Person in diesem »Staat« gesehen. <Nicht ganz grundlos> ist eine reichlich enigmatische Formulierung. Ein paar kleine Gründe muß es geben. Welche? Oder ist er gar ein bescheidener Mann, der sich lieber vornehm zurückhalten würde, anstatt in diesem »Theater« nach vorne geschubst zu werden? Zudem enthält diese Passage implizit eine Charakterisierung Hitlers als der »Erste Mann im Staat«. Enthalten in diesem Zitat ist ebenfalls die oben schon erwähnte Problematik von Öffentlichkeit und Privatheit respektive die Beziehung von zwei Männern. Sind es nun Privatleute oder Staatsmänner? Was ist wichtig? Wie sind sie? Tatsächlich folgt dann eine Beschreibung der »Privatperson« Speer.

Es ist eine Geschichte großer, erhabener Figuren – ein Heldenepos. Geschichte erscheint als Gerangel von Männern um die vordersten Plätze, was durchaus einer Banalisierung der NS-Zeit gleichkommt. Der Autor beurteilt seine Figur und ihren Platz in der Geschichte. In einem eher als anwaltlich zu bezeichnenden Verhältnis zum »Klienten« Speer kümmert er sich um die öffentliche Rehabilitation des Mannes, der im Hintergrund gewirkt hat (analog den ungezählten Ehefrauen großer Männer). Das Ganze ist im Stil eines Plädoyers abgefaßt: der Klient wird zum einen als große Figur hingestellt, zum anderen der Geschichte enthoben, da er ja im Grunde mit dem NS-Regime nichts zu tun hatte. Die Auseinandersetzung mit diesem erfolgt nur auf der ästhetischen Ebene: in einer Ahnengalerie werden Physiognomien, Körperhaltungen, Gesäßbreiten von Figuren auf historischen Gemälden betrachtet, vermessen und beurteilt, die so auf eigentümliche Weise der Geschichte entrückt werden.

Durch die Muscalisierung wird Geschichte zum Verschwinden gebracht, was sich durch die Verwendung von Ausdrücken wie *<düstere Züge>* und *<Aura des Nicht-ganz-Geborenen>* noch verstärkt. Dadurch erfolgt eine doppelte Entrückung: die NS-Schergen werden in ein Museum gestellt, dann werden der hübschesten Figur liebliche Züge, große Intelligenz und wohlproportionierte Masse attestiert, wodurch alles ins Märchenhafte entgleitet. Dieser ästhetische Reduktionismus, gepaart mit anwaltschaftlichem Heroenkult, bedeutet eine unglaubliche Enthistorisierung und Verharmlosung der Nazi-Zeit.

Nehmen wir den Text als Protokoll für den Fall ›Fest‹, so ist zu erwarten, daß er als Historiker keine analytische Distanz gewinnen wird, da die Faszination durch den ›Gegenstand‹, die symbiotische Identifikation und ein anwaltschaftliches Verhältnis überwiegen. Das Buch endet denn auch, wie es begonnen hat: mit Fragen – und zwar nicht des Autors, sondern seiner ›Figur‹.¹⁶ Einige Rezensenten haben durchaus kritisch auf die merkwürdig innige Beziehung zwischen dem Biographen und dem Subjekt seiner Biographie hingewiesen.¹⁷ Was aber steckt dahinter? Welche Deutungen und Weltanschauungen machen es möglich, daß dieses von einem einst hochangesehenen und äußerst einflussreichen deutschen Publizisten geschriebene Buch veröffentlicht, rezipiert und meist höflich rezensiert werden konnte?

Es gibt verschiedene motivierende Elemente, die einer rekonstruktiven Deutungsmusteranalyse unterzogen werden müßten.

- die strenge Engengesetzung von rein Privatem und rein Politischem.
- Zudem die Sphärendifferenz von Öffentlichkeit und Privatem;
- Kultur als Domäne des Erhabenen, als Domäne des Reinen und Schönen, abgesetzt vom bösen und häßlichen Gedrängel in der Politik;

¹⁶ Die Schlußpassage des Buches lautet folgendermaßen: »Er habe immer erwartet, hat Speer einmal bemerkt, ihm werde nach den Jahren der Haft alles leichter sein. Schließlich habe er seine Verantwortung bekommen, seine Schuld gestanden und die Strafe verbüßt. Doch habe er sich getäuscht und vielleicht niemals so sehr wie bei dieser Frage. Denn von der Last sei er nichts losgeworden, und manchmal scheine ihm völlig vergeblich, worum er sich so ausdauernd bemüht habe. Womöglich laufe alles auf eine Anstrengung ohne Sinn hinaus, wie so vieles in seinem Leben. Auch das zähle zu den Fragen, auf die er keine Antwort habe.« Fests, Speer, a. a. O., S. 482.

¹⁷ Am schärfsten war die Kritik von Volker Ullrich, »Die Speer-Legende. Hitlers Liebling und Joachim Fest – eine Beziehung besonderer Art und eine Biographie«, in: *Die Zeit*, 23. 9. 1999. Vgl. auch Johannes Willms, »Mann ohne Eigenschaften. Joachim Fest hat eine Biografie des unpolitischen Künstlers und Managers Albert Speer geschrieben«, in: *Süddeutsche Zeitung*, 23. 9. 1999.

- eine Art Ahnenkult, der den Platz in der Geschichte festlegt und zugleich Geschichtsschreibung nur als Geschichte in Gestalten, als Heroenkult, zuläßt;

- Verknüpfung von Unschuld und Anmut (Schönheit, Sensibilität, hochgewachsener Körper, schmale Hüften).

Im Sinne einer historisch-genetischen Analyse müßten diese verschiedenen Elemente nun zurückverfolgt werden auf der Suche nach Ausgangskonstellationen und objektiven Handlungsproblemen, auf die sie einst antworteten und von denen sie sich abgelöst haben. Das ist ohne zusätzliches Material und ohne Rückgriff auf die ziemlich lange Zeitspanne der Herausbildung des deutschen Bildungsbürgertums – und der deutschen Historiographie, des deutschen Feuilletons und der deutschen Geisteswissenschaft usw. – wohl nicht zu haben.¹⁸ Kultur wird in dieser Tradition mit Reinheit verknüpft, mit einer Vorstellung von Elite und männlicher Geistesaristokratie, die aus der grobschlächtigen Masse hervortragt. Die »Autonomie des Geistes« (Ernst Robert Curtius) strebt über den Niederungen von Alltag, Privatsphäre und Politik.¹⁹

Was hier nur angedeutet werden konnte, soll im nächsten Beispiel etwas weiter vorangetrieben werden. Es handelt sich um den Versuch, anhand einer Selbstdefinition der *Cultural Studies* die inhärenten Kerne dieser Wirklichkeitsdeutung zu rekonstruieren.

3. Das kulturelle Muster der *Cultural Studies*

Außerst knapp soll im folgenden exemplarisch gezeigt werden, wie eine Deutungsmusteranalyse aussehen könnte, welche zur Ausgangskonstellation zurückgeht und sich auf unterschiedliches Material aus verschiedenen Zeiten stützt. Intendiert ist eine historisch-genetische (und nur kursorisch auch eine sozial-genetische) Rekonstruktion der Entstehungsgeschichte der *Cultural Studies* sowie das Heraus Schälen eines gleichbleibenden strukturierenden Kerns über die Zeit hinweg.²⁰

¹⁸ Zur deutschen Fassung von Kultur noch immer treffend: Norbert Elias, »Zur Soziogenese der Begriffe ›Zivilisation‹ und ›Kultur‹«, in: ders., *Über den Prozeß der Zivilisation*, Bd. 1, Bern und München 1969, S. 1-64.

¹⁹ Dazu gibt es eine große Fülle von Studien und Materialien. Zuletzt: Georg Bollnbeck, *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Frankfurt am Main 1996.

²⁰ Ausführlicher Claudia Honegger, »Karl Mannheim und Raymond Williams: Kulturosoziologie oder *Cultural Studies*?«, in: Jörg Huber (Hg.), *Interventionen*, Bd. 10, Zürich 2001, S. 115-146.

Ich beginne mit einer Definition der *Cultural Studies* von 1994. Sie stammt von John Fiske, einem der prominentesten Vertreter dieser vor allem im angelsächsischen Bereich auch an den Universitäten sehr erfolgreichen Ausprägung von Kulturwissenschaften:

»Die Kulturanalyse ist mit dem unvermeidbaren Paradox konfrontiert, daß Kategorien und die Unterschiede zwischen ihnen notwendige Instrumente im Prozeß der Analyse sind, aber den Gegenstand der Analyse verzerren, denn Kultur arbeitet nicht entlang kategorialer Grenzen, sondern als »eine ganze Lebensweise [a whole way of life]« (um eine Definition von Raymond Williams zu verwenden). Das, was die Gesamtheit einer Lebensweise ausmacht, ist die Herstellung von Zusammenhängen über Erfahrungsräume hinweg. [...] Die kulturelle Analyse untersucht also Beispiele für Kultur, um sowohl das System zu verstehen, das »die gesamte Lebensweise« strukturiert, wie auch die Lebensweisen, welche die Individuen in ihr entwerfen.«²¹

Im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts und angesichts der akademischen Präsenz und Institutionalisierung von Kulturanthropologie, Ethnologie und Kultursoziologie erscheint die Verve, mit der hier der Begriff »Kultur« eingeführt wird, nicht unmittelbar verständlich. Eben- sowenig enthüllt sich von selbst das latente Pathos, das hier und in anderen Schriften mit dieser Form der Kulturanalyse verknüpft wird. Es könnte also nützlich sein, dem Verweis auf Raymond Williams, der sich auch sonst in jeder Einführung und in jedem Textbuch der *Cultural Studies* findet, nachzugehen.

Raymond Williams, 1921 geboren, veröffentlichte 1958 das berühmte gewordene Buch *Culture and Society*, in dem sich die obige Definition findet.²² Es ist die Zeit, in welcher der Physiker C. P. Snow mit einem Vortrag in Cambridge über »The Two Cultures and the Scientific Revolution« Furore machte. Für Snow standen die Naturwissenschaftler für die Zukunft, den Fortschritt und die Modernität, während die Literaten als kulturkonservative und reaktionäre Leute das Feld zu räumen hätten. Der Literaturkritiker F. R. Leavis sah sich zu einer Antwort genötigt und griff »nicht nur die Überheblichkeit des Naturwissenschaftlers, sondern auch das literarische Establishment Englands« und dessen Kulturpessimismus an. »Wechselseitig« – so kommentiert Wolf Lepenies – »sprachen der Naturwissenschaftler Snow und der Literaturkritiker

21 John Fiske, »Wie ein Publikum entsteht. Kulturelle Praxis und Cultural Studies« [1994], dt. in: Karl H. Hörning und Rainer Winter (Hg.), *Widerspenstige Kulturen*, Frankfurt am Main 1999, S. 238–263, S. 251 ff.

22 Kultur erscheint hier als »umfassende Lebensweise, [...] als Weg, alle unsere gemeinsamen Erfahrungen darzustellen« (as a »whole way of life, [...] as a mode of interpreting all our common experience«). Raymond Williams, *Culture and Society 1780–1950*, London 1958, S. xviii.

Leavis einander die Fähigkeit ab, die industrielle Revolution und die Gesellschaft der Gegenwart zu verstehen: sie stritten damit um ein Erklärungsprivileg, das seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Soziologie für sich beanspruchte.«²³ Aber dieser Anspruch wurde hauptsächlich in Frankreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten erhoben, während in England die öffentliche Wirkung der Soziologie auch noch in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts schwach und die von Karl Mannheim im englischen Exil vertretene Kultur- und Wissenssoziologie höchstens eine periphere Episode der Geistesgeschichte geblieben war.

Culture and Society 1780–1950 sind »Studien zur historischen Semantik von »Kultur«²⁴ – allerdings nur von britischer Kultur. Beginnend mit Edmund Burke werden die Schriften von Denkern und Dichtern wie William Wordsworth, Lord Byron, John Stuart Mill, Matthew Arnold, D. H. Lawrence, T. S. Eliot und F. R. Leavis chronologisch auf den Bedeutungswandel des Kulturbegriffs im Verlauf von Industrialisierung, Demokratisierung und Klassenbildung hin befragt. Williams hat die von ihm rekonstruierte Entwicklung seit dem 18. Jahrhundert so zusammengefaßt: »Wo *culture* einst den Zustand oder die Gewohnheit eines Geistes meinte oder die Gesamtheit des intellektuellen und moralischen Vermögens, bedeutet *culture* jetzt auch eine ganze Lebensweise.«²⁵ »Culture as a whole way of life« – diesen Ausdruck übernimmt Williams von T. S. Eliot, der als konservativer Fragen aufgeworfen habe, die auch jene zu beantworten hätten, die politisch anderer Meinung seien. Für Eliot impliziere Kultur »all die für ein Volk charakteristischen Tätigkeiten und Interessen«, vom Hunderennen über kulinarische Präferenzen bis zur Religion.²⁶ Trotz einer Kritik an der Obersichtsperspektive lobt Williams den Zugang von Eliot, weil dieser eben Kultur nicht wie die Literaten nur als Hochkultur erfasse. Das Buch von Raymond Williams endet beinahe apokalyptisch: »Es gibt Ideen und Denkweisen, die den Keim des Lebens in sich tragen, und es gibt vielleicht tief in uns andere mit dem Keim des allgemeinen Todes. Unser Erfolg, sie beide zu erkennen, sie beim Namen zu nennen und ihre allgemeine Entlarvung zu ermöglichen, mag buchstäblich der Maßstab für unsere Zukunft sein.«²⁷ Das ist reinster Eliot.

23 Vgl. Wolf Lepenies, *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*, München/Wien 1985, S. 185–236, S. 187.

24 Vgl. die deutsche Übersetzung: Raymond Williams, *Gesellschaftstheorie als Begriffsgeschichte. Studien zur historischen Semantik von »Kultur«*, München 1972.

25 Ebd., S. 20.

26 Ebd., S. 281 ff.

27 Ebd., S. 405.

Thomas Stearns Eliot (1888-1965) hatte bereits 1922 in *The Waste Land* das todähnliche Leben im wüsten Land der Riessenstädte und Menschenmassen beschrieben und sich als Konservativen selbst erfunden und stilsicher präsentiert. Geboren als Amerikaner englischer Abstammung in Neuengland, streng puritanisch erzogen, kam er nach dem Studium in Harvard, Oxford und an der Sorbonne nach London, arbeitete zunächst als Bankbeamter, dann als Dichter, Publizist und Kritiker. 1928 konvertierte er zum Anglikanismus. Seine Selbstbeschreibung lautet: »ein Anglikaner in der Religion, ein Klassizist in der Literatur, ein Royalist in der Politik«. Eliot war Mitglied des sogenannten Moot-Kreises, dem neben Theologen, eher konservativen Gelehrten und Politikern auch der 1933 aus Frankfurt emigrierte Soziologe Karl Mannheim angehörte.²⁸ Im Vorwort des 1948 erschienenen Buches *Notes Towards the Definition of Culture* hält Eliot fest, daß er »den Büchern des jüngst verstorbenen Karl Mannheim viel verdanke«. »Meine Dankesschuld« ist »viel größer, als sie nach der einen Stelle, an der ich seine Theorie erörterte, zu sein scheint.«²⁹ Von einem – wie er explizit nennt – soziologischen Standpunkt aus betrachtet, »erscheint eine Religion als *die Gesamtform, in der ein Volk lebt* – von der Geburt bis zum Grabe, vom Morgen bis in die Nacht und selbst im Schlaf –, und diese Lebensform ist auch seine Kultur«.³⁰ Alltagskultur und Alltagsreligiosität durchdringen sich so wechselseitig: »Dann müssen wir mit dem seltsamen Gedanken Ernst machen, daß das, was ein Teil unserer Kultur ist, auch ein Teil unserer gelebten Religion ist.«³¹ Im Anschluß an diese Überlegungen kritisiert dann Eliot Mannheim: Dieser fasse Kultur ganz anders, seine Lehre von den Eliten atomisiere das Bild der Gesellschaft. Er zitiert hier eine Passage aus *Man and Society in an Age of Reconstruction*³²: »Eine soziologische Betrachtung der Kultur im liberalen Gefüge hat von der Lage derer auszugehen, die Kultur schaffen (der Kulturproduzenten), das heißt von der Intelligenzschicht

28 Vgl. Sigröd Ziffus, »Karl Mannheim und der Moot-Kreis. Ein wenig beachteter Aspekt seines Wirkens im englischen Exil«, in: Ilija Srubar (Hg.), *Exil, Wissenschaft, Identität. Die Emigration deutscher Sozialwissenschaftler, 1933-1945*, Frankfurt am Main 1988, S. 206-223.

29 T. S. Eliot, *Notes Towards the Definition of Culture*, London 1948; dt. *Beiträge zum Begriff der Kultur*, Frankfurt am Main 1949, Vorwort.

30 Ebd., S. 37.

31 Ebd., S. 38. »Aber daß Bischöfe ein Teil der englischen Kultur sind und daß Pferde und Hunde zur englischen Religion gehören, ist ein logisches Ergebnis unserer Überlegungen.«

32 Karl Mannheim, *Man and Society in an Age of Reconstruction*, London 1940; dt. *Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus*, Darmstadt 1958.

und ihrer Stellung innerhalb der Gesamtgesellschaft. « In scheinbarem Gegensatz dazu betont Eliot, daß die Kultur einer Gesellschaft immer die Schöpfung des Gesamtorganismus sei. Die Kultur sei das, »was die Gesellschaft zur Gesellschaft macht«.³³

Eliot fährt fort und betont, daß die Kultur nicht die Schöpfung irgendeines Teiles der Gesellschaft sei. »Der Teil, den Mannheim die kulturschaffenden Gruppen nennen würde, hat nach meiner Darstellung vielmehr die Funktion, für eine weitere Entwicklung der Kultur in der Weise zu sorgen, daß alle Teile organisch miteinander verbunden sind; was diese Gruppen pflegen, ist Kultur auf der Ebene höheren Bewußtseins, aber immer noch dieselbe Kultur. Wir müssen uns eine Art zyklischer Bewegung der Kultur vorstellen; die höhere Kulturrebene ist in sich wertvoll und bereichert gleichzeitig die niederen Ebenen; und jede Klasse nährt zugleich die andern Klassen.«³⁴ Mannheim gehe es um Eliten, nicht um *die* Elite, und er verwechsle zudem Eliten mit Klassen. Für Eliot gibt es organische Kollektive, die über unterschiedliche kulturelle Traditionen verfügen und sich dennoch zu einem harmonischen Ganzen zusammenfügen. Er will keine Einteilung der Eliten nach Fachbezirken. Seine Frage ist nicht die nach den Folgen einer zunehmenden Arbeitsteilung, Professionalisierung und Ausdifferenzierung der Wertesphären und sozialen Felder, sondern eher: Wie läßt sich ein Zustand (wieder-)herstellen, in dem es *eine* Elite gibt, aber alle sich an einer gemeinsamen Kultur organisch beteiligen können? Nach einer Kritik an einer Elitenselektion, die nur nach dem Leistungsprinzip funktionieren würde, behandelt Eliot das Problem der Kulturübermittlung, als deren zentrale Instanz er die Familie bezeichnet³⁵: »Das Haupt-Strombett für die Übermittlung der Kultur ist die Familie: was ein Mensch sich an Kultur in seiner früheren Umwelt angeeignet hat, dem entwachst er nie völlig, mag er auch längst eine höhere oder andere Kultur erworben haben.«³⁶ Eine höhere Zivilisation ist nur möglich, wenn es verschiedene Kulturrebenen gibt, und die wiederum sind nur möglich, wenn es »Gruppen von Familien gibt, die von Generation zu Generation in derselben Lebensform weiterbestehen«.³⁷

Konsequenterweise betont Eliot die Bedeutung einer regional gewachsenen Mannigfaltigkeit von Kulturen und mokiert sich über den Zeitgeist mit seinem Enthusiasmus für allgemeine Bildung und Chancengleichheit. Diese mache die Menschen nicht glücklicher. Gerade

33 Eliot, *Beiträge*, a. a. O. (wie Anm. 29), S. 46.

34 Ebd.

35 Ebd., S. 50 f.

36 Ebd., S. 53.

37 Ebd., S. 61 ff.

›Aufsteiger‹ gerieten dadurch in einen Zwiespalt, in der Bildung zur Belastung werde. Mit dem ›Bildungs-Jakobinerium‹ sei das Dogma von den gleichen Chancen verbunden, das die Ordnung der Familie mißachte. Es sei ein Wahn, zu glauben, ›die Krankheiten des modernen Lebens ließen sich durch ein Unterrichtssystem kurieren‹.³⁸ Die Kultur lasse sich nicht durch das Bildungswesen steuern. ›Die eigentliche Kultur ist das, was das Handeln all der Menschen lenkt, die sich mit dem befassen, was sie Kultur *nennen*. So läuft denn alles auf diese Lehre hinaus: Je mehr Verantwortung das Bildungswesen sich anmaßt, desto systematischer übt es Verrat an der Kultur.‹ Die Folgen sind fürchterlich: ›wir zerstören unsere altherwürdigen Bauwerke, um den Boden freizumachen, auf dem die barbarischen Nomaden der Zukunft in ihren motorisierten Wohnwagen kampieren werden.‹³⁹

Die Ausführungen Eliots sind überhaupt nicht zu verstehen, wenn sie nicht als ›Dialog‹ mit Karl Mannheim gelesen werden. Dieser hatte dazu aufgefordert, über Bildung, Erziehung und Elitenrekrutierung zu forschen: Wer kommt in welchen Bereichen und sozialen Feldern nach oben? Welche Herkunftsmilieus und Habitusformationen ›prädestinieren‹ etwa zu Spitzenpositionen in Wirtschaft, Kirche, Politik oder Wissenschaft? Welche Weltanschauungen stecken hinter welchen Bildungsidealentypen? Ein solcher Zugang ist Eliot gleichsam zu analytisch. Er vertrat auf ein organisches Wachstum, das nicht durch Eingriffe gestört werden darf. Regionalkultur, Klassenkultur, auch geschlechtsspezifische Kultur – alles in harmonischer Vielfalt, wobei die Mannheimschen ›Kulturproduzenten‹ höchstens die Funktion haben, eine ›weitere Entwicklung der Kultur in organischer Komplexität‹ herbeizuführen: ›Kultur auf einer bewußteren Stufe, aber noch immer dieselbe Kultur.‹⁴⁰

Die *Beiträge zum Begriff der Kultur* enden mit der vehementen Warnung vor der Vorstellung, die vorwiegend unbewußte Kultur ließe sich irgend planen und lenken; sie müsse vielmehr wachsen und gedeihen: ›Denn wenn wir eines vermeiden müssen, so ist es das ausnahmslos verallgemeinernde Planen; und wenn wir uns über eins klar sein müssen, so über die Schranken, die dem Planen gesetzt sind. Darum ist meine Untersuchung dem Sinn des Wortes *Kultur* nachgegangen; ich

38 Ebd., S. 126 ff., hier S. 140.

39 Ebd., S. 144 ff.

40 Da die deutsche Übersetzung unpräzise ist, zitiere ich nach der englischen Ausgabe: ›The function of what Dr. Mannheim would call the culture-creating groups, according to my account, would be rather to bring about a further development of the culture in organic complexity; culture at a more conscious level, but still the same culture.‹ Eliot, *Notes*, a. a. O. (wie Anm. 29), S. 37.

wünschte, daß jeder, ehe er das Wort gebraucht, wenigstens prüfend erwägt, was es für ihn bedeutet – allgemein und in jedem besonderen Zusammenhang. Wenn dieses bescheidene Ziel erreicht würde, so ergäben sich vielleicht schon daraus Folgen für Gehalt und Gestalt unserer ›kulturellen‹ Unternehmungen.‹⁴¹

Keine verallgemeinernde Bildungs- und Kulturpolitik, sondern Wachstum einer allgemeinen, allen gemeinsamen Kultur durch semantische Reflexion. Das ist auch das Anliegen von Raymond Williams, der Eliots Kritik an Mannheims ›Theorie der Substitution von Klassen durch Eliten‹⁴² übernimmt und als ›atomistische Sicht der Gesellschaft‹ bezeichnet: ›Das Gegenteil von atomistisch ist organisch, ein Wort, auf das sich Eliot (ohne es mehr als üblich zu definieren) weiterhin verläßt. Hier hat sein Instinkt recht. Die Theorie der Eliten ist im wesentlichen lediglich eine Verfeinerung des sozialen *laissez-faire*. Die Doktrin der günstigen Gelegenheit in der Erziehung ist bloße Silhouetten der Doktrin des ökonomischen Individualismus mit der Betonung von Wettbewerb und ›Weiterkommen‹. Die Lehre der Chancengleichheit, die dies zu qualifizieren scheint, war in ihrer Konzeption großzügig, doch ist sie in der Praxis dem gleichen gesellschaftlichen Ziel verpflichtet.‹⁴³ Eine als gemeinsame Lebensform gedachte Kultur läßt sich eben gerade nicht auf formale Bildung reduzieren. Deshalb betont Williams immer wieder seine Übereinstimmung mit der konservativen Kritik an dieser Art Liberalismus. Erziehung respektive die Illusion der Chancengleichheit individualisiere das einzelne Arbeiterkind, während die Klasse als ganzes im Elend belassen werde. Kultur sei nicht planbar: ›Der Begriff der Kultur beruht auf einer Metapher: das Streben nach natürlichem Wachsen.‹⁴⁴

Bei Eliot war es eine organisch gewachsene religiöse Kultur oder kulturelle Religion, entstanden in einer als Organismus konzipierten Gesellschaft, deren hierarchische Struktur die Voraussetzung für ihre Lebendigkeit bildet. Diese sollte weder durch politische noch durch erzieherische Maßnahmen beeinflusst werden. Als Grundlage der abendländischen Kultur galten ihm Christentum und Antike, deren Erbe er gepflegt sehen wollte. Bei Williams verschiebt sich der Akzent von Familien und Regionalkulturen auf die Klassen. Der primäre Unterschied der Klassen müsse in der ›gesamten Lebensweise‹ gesehen wer-

41 Eliot, *Beiträge*, a. a. O. (wie Anm. 29), S. 146. Auf englisch ist auch diese

Stelle prägnanter: ›For one thing to avoid is a *universalised* planning; one thing to ascertain is the limits of the *plannable*.‹ *Notes*, a. a. O., S. 109.

42 Williams, *Gesellschaftstheorie*, a. a. O. (wie Anm. 24), S. 288.

43 Ebd., S. 289.

44 Ebd., S. 402.

den, vor allem in den »alternativen Ideen über die Natur der gesellschaftlichen Beziehungen«. Bourgeois sei »ein bezeichnender Terminus, weil er jene Version einer gesellschaftlichen Beziehung bezeichnet, die wir normalerweise Individualismus nennen, das heißt eine Vorstellung von einer Gesellschaft als einer neutralen Ära, in der jedes Individuum frei seine eigene Entwicklung und seine eigenen Fortschritte als sein natürliches Recht verfolgen kann«. Mit der Arbeiterklasse sei die kontrastierende Vorstellung verbunden, welche »die Gesellschaft weder als neutral noch als beschützend betrachtet, sondern als das positive Mittel für jede Art von Entwicklung einschließlich der individualistischen. Entwicklung und Fortschritt werden nicht individuell, sondern allgemein interpretiert. Die Versorgung mit Hilfsmitteln des Lebens wird wie in der Produktion und Distribution kollektiv und wechselseitig sein. Eine Vervollkommnung wird nicht in der Möglichkeit, aus einer Klasse zu entfliehen oder Karriere zu machen, erstrebt, sondern in dem gesamten und kontrollierten Fortschritt aller.«⁴⁵

Williams unterscheidet also die »Weltanschauung« der Arbeiterklasse, deren Fundament der Kollektivismus ist, von der bürgerlichen Weltanschauung, basierend auf der Idee des Individuums. In seinem Schema kommt der Konservatismus nicht vor. Hätte er Mannheims frühe Studie über den Altkonservatismus gekannt, wäre er vielleicht auf den Stellenwert seiner Anleihen bei Eliot aufmerksam geworden. Immer wieder hat Mannheim betont, daß es zwei »Spielarten« nicht individualistischen Sehens der Geschichte« gibt. »Daß solche, die Zeit eigentlich durchbrechende, raumarartige, körperhafte Einheiten zum Substrat der Geschichte gehoben werden, ist ein Zug, den das konservative Denken mit späterem proletarischem und sozialistischem Denken gemeinsam hat.« Der Unterschied liegt darin, »daß der Konservative zumeist von organischen Kollektivverbänden aus (deren Urbild die Familie ist) das historische Leben konstruiert, während für das proletarische Denken die neueren Formen der Kollektivverbände von Ausschlag sind, die zunächst, wenn auch nicht ausschließlich, so doch der Hauptsache nach agglomerativen und nicht organischen Charakter haben: die Klassen. Wo im konservativen Denken Familie und Korporation stehen, steht im sozialistischen Denken die Klasse, wo dort Grund und Boden, stehen hier Betriebs- und Produktionsverhältnisse.« In Mannheims Analyse der deutschen Entwicklung im frühen 19. Jahrhundert steht das »bürgerliche Denken« gleichsam in der Mitte und »konstruiert die Gesellschaft vom isolierten Individuum aus.«⁴⁶

45 Ebd., S. 389 ff.

46 Karl Mannheim, *Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens* [1925], hg. von David Kettler, Volker Meja und Nico Stehr, Frankfurt am Main 1984, S. 123.

Bei Mannheim sollte die wissenssoziologische Aufklärung das Bewußtsein für die Konkurrenz der verschiedenen politischen Weltanschauungen schärfen und dadurch zu einer möglichen Synthese der atomisierten Standpunkte beitragen. Gerade die wissenssoziologische Analyse der weltanschaulichen Komponenten von Konzepten wie Chancengleichheit und Elitenbildung sollte eine Planung ermöglichen, die über einen liberalistischen Individualismus hinausginge. Zur Überwindung der Kulturkrise sollte die Bildung neuer Eliten eine zentrale Rolle spielen, etwa durch die Förderung von Arbeiterkindern oder von Frauen. Mannheim ging davon aus, daß eine Kulturerneuerung stattfindet, wenn Angehörige anderer Schichten, Geschlechter oder Ethnien in die »Elite« aufsteigen, weil sie die Kulturgebilde aus einer anderen Perspektive anschauen und gestalten werden. Diese Form der »Planung« war insofern erfolgreich, als es ohne sie wohl keine *Cultural Studies* gäbe. Beide Begründer der *Cultural Studies*, neben Raymond Williams auch Richard Hoggart, waren Kinder aus der Arbeiterklasse, sogenannte *scholarship boys*, die aus solchen Überlegungen heraus gefördert worden waren und sich dann der Funktionsweise der eigenen Herkunftskultur widmeten. Bis heute kommen viele prominente Vertreter und neuerdings auch Vertreterinnen der *Cultural Studies* eher von kulturellen Rändern. Ihre Stärke und ihr hohes Ausmaß an kollektiver Identität liegen darin, daß sie diese ursprüngliche Marginalität gerade nicht vertuschen, sondern offensiv gegen hegemoniale Sichtweisen wenden. Der exotische Anstrich hat dazu beigetragen, daß sie mittlerweile auch in den alten kulturellen Zentren über eine begeisterte Anhängerschaft verfügen.

Wolf Lepenies hat die *Cultural Studies* als »Mischung aus Soziologie und Literaturkritik« charakterisiert.⁴⁷ Der strukturierende Kern der *Cultural Studies* scheint mir eher eine Mischung aus Marx und Eliot zu sein, wobei von diesem eben nicht nur die Literaturkritik, sondern der ganze konservative Denkstil nachwirkt. Trotz der Dauerpräsenz der Machtmetapher sind die *Cultural Studies* versehen mit einem gehörigen Überschuß an Romantik und imaginierten Kollektiven. Immer wieder taucht die Idee einer wahrhaft guten Kultur oder zumindest besserer Gegenkulturen auf. Daraus erklärt sich auch die andauernde Suche nach neuen Kulturträgern, nach wirklich kulturrevolutionären Subjekten: zunächst waren es die *lads*, männliche Jugendliche aus dem Arbeitermilieu⁴⁸, dann Angehörige fremder Kulturen und schließlich verächtlich häufig die Frauen schlechthin.

47 Lepenies, *Die drei Kulturen*, a. a. O. (wie Anm. 22), S. 235 f.

48 Es ist kein Zufall, daß die ersten Untersuchungen der *Cultural Studies* sich auf Jugendkulturen bezogen. Vgl. u. a. Paul Willis, *Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule*, Frankfurt am Main 1979.

Entstanden in England, haben sie sich zudem entwickelt gegen eine akademische Welt, in der noch immer die zwei Kulturen dominierten: Naturwissenschaft und Literaturkritik, während eine Reflexion der von Mannheim repräsentierten kultur- und wissenssoziologischen Traditionen kaum stattgefunden hatte. So sind die *Cultural Studies* eigentlich eine Form der Kulturkritik, die eben gerade keine analytische Distanz intendiert, sondern die Welt ästhetisch bewerten und politisch beurteilen will. Ihre Kulturbedeutung liegt neben dem akademischen Durchmarsch gerade in dieser expliziten Rückkehr des Weltanschaulichen.

4. Der Begriff der Weltanschauung

Sowohl die Analyse der Speer-Biographie wie auch die Rekonstruktion der »letzten Axiome« (Max Weber) der *Cultural Studies* legen es nahe, neben Mustern der kognitiven Deutung von Wirklichkeit auch Formen des ästhetischen und politischen Urteils zu berücksichtigen. Trotz aller Vorbehalte gegen die pejorativen Assoziationen und die lebensphilosophische Tradition scheint sich der Begriff der »Weltanschauung«, so wie er von Max Weber und Karl Mannheim verwendet worden ist, als heuristisches Konzept geradezu aufzudrängen. Fests Einschätzung von Speer fundiert wesentlich auf einem ästhetischen Urteil. Mit der ursprünglich konservativen Auffassung von Kultur sind spezifische Formen nicht nur der kognitiven Deutung, sondern auch des ästhetischen Urteils verbunden.

Der Begriff der »Weltanschauung« hat sowohl intellektuelle wie ästhetische Konnotationen. Er taucht bereits bei Kant auf. In der *Kritik der ästhetischen Urteilskraft* verweist Kant auf ein Vermögen im menschlichen Gemüt, das Selektionsleistungen erst erlaubt: »Das *gebene* Unendliche aber dennoch ohne Widerspruch *auch nur denken zu können*, dazu wird ein Vermögen, das selbst übersinnlich ist, im menschlichen Gemüte erfordert. Denn nur durch dieses und dessen Idee eines Nomenons, welches selbst keine Anschauung verstatet, aber doch der Weltanschauung, als bloßer Erscheinung, zum Substrat unterlegt wird, wird das Unendliche der Sinnenwelt, in der reinen intellektuellen Größenschätzung, *unter* einem Begriffe *ganz* zusammengefaßt.«⁴⁹ Um Kultur zu definieren, verwendet Weber ein ähnliches Bild wie Kant: »Kultur« ist ein vom Standpunkt des Menschen aus mit Sinn und Bedeutung bedachter endlicher Ausschnitt aus der sinnlosen Unendlichkeit des Weltgeschehens.« Es sind Wertideen, welche die Kultur

49 Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft. Werke in 12 Bänden*, Wiesbaden 1957, Bd. X, S. 341 (A 91).

erkenntnis und das, was für uns jeweils Kulturbedeutung hat, determinieren.⁵⁰ Weltanschauungen sind »die letzten höchst persönlichen Axiome des Glaubens und der Wertideen«, welche nicht Produkt wissenschaftlichen Wissens sind. »Das Schicksal einer Kulturrepoche, die vom Baum der Erkenntnis gegessen hat, ist es, wissen zu müssen, daß wir den Sinn des Weltgeschehens nicht aus dem noch so sehr vervollkommenen Ergebnis seiner Durchforschung ablesen können, sondern ihn selbst zu schaffen imstande sein müssen, daß Weltanschauungen niemals Produkt fortschreitenden Erfahrungswissens sein können, und daß also die höchsten Ideale, die uns am mächtigsten bewegen, für alle Zeit nur im Kampf mit anderen Idealen sich auswirken, die anderen ebenso heilig sind, wie uns die unseren.«⁵¹

Ein Vorschlag zur Verknüpfung von Weltanschauung mit politischem Urteilen wurde bereits von Hannah Arendt in ihren *Lectures on Kant's Political Philosophy*⁵² vorgebracht. In ihrer Kant-Interpretation sind politische und ästhetische Urteile nur möglich, wenn die urteilende Person fähig ist, sich im öffentlichen Raum zu bewegen. Der Schlüssel zu dieser Konzeption des Urteilens liege in Kants Begriffen »Gemeinsinn«, »Publizität« und »öffentlicher Gebrauch der Vernunft«. Das Urteilsvermögen sei von ausschlaggebender Bedeutung für die menschliche Orientierung in der Welt, für die geistige wie für die emotionale Aneignung dieser Welt. Wenn das Konzept der Weltanschauung mit dieser Vorstellung des Urteilens verknüpft wird, erhält es einen dynamischen Aspekt. Urteilen und Entscheiden durch Partizipation am öffentlichen Leben bedingen krisenhafte Momente und können so zur Entstehung von neuen und nicht vorhersehbaren Meinungen führen. Bereits Kant hatte die

50 »Transzendente Voraussetzung jeder Kulturwissenschaft ist nicht etwa, daß wir eine bestimmte oder überhaupt irgendeine ›Kultur‹ wertvoll finden, sondern daß wir Kulturmenschen sind, begabt mit der Fähigkeit und dem Willen, bewußt zur Welt Stellung zu nehmen und ihr einen Sinn zu verleihen. Welches immer dieser Sinn sein mag, er wird dazu führen, daß wir im Leben bestimmte Erscheinungen des menschlichen Zusammenseins aus ihm heraus beurteilen, zu ihnen als bedeutsam (positiv oder negativ) Stellung nehmen. Welches immer der Inhalt dieser Stellungnahme sei, – diese Erscheinungen haben für uns Kulturbedeutung, auf dieser Bedeutung beruht allein ihr wissenschaftliches Interesse.« Max Weber, »Die ›Objektivität‹ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis«, in: ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen 1988, 146-214, S. 180f.

51 Ebd., S. 154.

52 Hannah Arendt, *Lectures on Kant's Political Philosophy*, Chicago 1982; dt. *Das Urteilen. Texte zu Kants Politischer Philosophie*, München/Zürich 1985.

herausragende Rolle des »Zuschauers« im politischen Prozeß hervor gehoben. Was ihm damals vorschwebte, war seine eigene Position als Beobachter des Weltgeschehens. Als Zuschauer und Kommentator nahm er im abseits gelegenen Königsberg teil an den tumultuarischen Ereignissen in Paris während der Französischen Revolution. Heute be finden sich die meisten Menschen in einer solchen Position, sind Einwohner einer Enklave »Königsberg« – konfrontiert mit einer Welt, die zu ihnen kommt und die sie beurteilen (müssen). Ständig werden Ereignisse in der Welt beurteilt und kommentiert. Und diese Urteile fügen sich zu neuen Strukturen zusammen, die das Alltagsdenken beeinflussen.

Eine solche Konzeptualisierung von Weltanschauung könnte zweierlei leisten: a) eine Ergänzung jener Deutungsmusteranalysen, welche ausschließlich die kognitiven Aspekte von Weltauslegung betont haben; und b) eine Sensibilisierung für zeitgenössische Entwicklungen im Verhältnis zur Welt, hervorgerufen durch die Internationalisierung von Ereignissen, welche die Subjekte sehen, beurteilen und für den alltäglichen »Gebrauch« gleichsam übersetzen müssen. Die globalisierte Kommunikation, vor allem die Television und die Bilder auf dem Netz, haben die romantische Vorstellung der Weltanschauung als ein »Anschauen des Universums« (Friedrich Schlegelmacher) sehr konkret und sehr visuell gemacht. Seit Kant hatte der Begriff diese visuelle Komponente: »Weltanschauung« verweist auf die Rolle der Augen, die auf die Welt blicken, und auf das Individuum, das beurteilt, was es sieht, und zwar nach zugrundeliegenden moralischen und ästhetischen Vorstellungen, die sich im Verlauf des Sehens und Urteilens selbst wiederum verändern.⁵³

Oevermann hatte 1973 darauf hingewiesen, »daß während der ganzen individuellen Lebensgeschichte das Handlungsobjekt die zentralen Konzepte und Interpretationen eines Deutungsmusters immer wieder nur angesichts konkreter Handlungssituationen ausdeuten und anwenden muß, so daß auf der individuellen Ebene diese Deutungsmuster einem ständigen Prozeß der Veränderung und Ausdifferenzierung unterworfen sind. Nach Maßgabe der Besonderheit der individuellen Lebensgeschichte ergibt sich in diesem Prozeß die Besonderung von individuel-

53 Dies nicht unähnlich dem Konzept der Doxa, wie es von Sighard Neckel verwendet wird. Unter Doxa versteht Neckel – teilweise unter Bezug auf Pierre Bourdieu (in *Theorie der Praxis*) – generative Muster politischer Orientierungen. Ich denke, daß solche »politischen Orientierungsmuster in praktischen Vollzug« nicht auf eine eng definierte Sphäre des Politischen begrenzt sind. Der »praktische Vollzug« als Urteilen gefaßt, könnte vielleicht zu einer Klärung des Verhältnisses von Deutungsmustern und Doxa beitragen. Vgl. Sighard Neckel, »Die ostdeutsche Doxa der Demokratie«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 47, 1995, S. 658–680.

len Einstellungsmustern und -syndromen« (S. 19).⁵⁴ Meine These wäre, daß dieser Verweis auf die ständige Aktualisierung und Veränderung von kollektiven Deutungsmustern in den letzten Jahrzehnten vernachlässigt wurde und daß dies unter anderem mit einer Vernachlässigung des politischen Urteilens über Ereignisse aus der Zeitgeschichte zu tun hat.⁵⁵

Nun hat ja bereits Pierre Bourdieu eine »Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft« vorgelegt.⁵⁶ Allerdings scheint mir sein Vorgehen zu klassifikatorisch zu sein. Paradoxerweise erinnert es in manchem an die Typen der Weltanschauung, wie sie von Dilthey und später von Jaspers entworfen wurden, nur daß seine Typen entlang der Grenzen von Klassenfraktionen angesiedelt sind und nicht länger in metaphysischen Systemen. Diltheys Typen wurden von ihm errichtet, um »die Anarchie der Überzeugungen« zu bannen und im historischen Relativismus der Weltanschauungen eine gewisse Ordnung herzustellen.⁵⁷ »Dieses unermessliche, unfassliche, unergründliche Universum spiegelt sich mannigfach in religiösen Sehern, in Dichtern und in Philosophen. Sie stehen alle unter der Macht des Ortes und der Stunde. Jede Weltanschauung ist historisch bedingt, sonach begrenzt, relativ. Eine furchtbare Anarchie des Denkens scheint hieraus hervorzugehen.«⁵⁸ Zur Überwindung dieser anarchischen Situation konstruiert Dilthey drei Typen von Weltanschauung als regulative Ideen, die alle Arten des Wissens zusammen-

54 Vgl. auch Ulrich Oevermann und Thomas Roethe, »Konstanz und Veränderung in der Struktur sozialer Deutungsmuster – eine exemplarische Fallanalyse anhand von zwei in zehnjährigem Abstand durchgeführten Interviews einer Familie«, unveröffentlichtes Manuskript, Frankfurt am Main 1981.

55 In der Geschichtsschreibung gibt es eine ähnliche Problematik, nämlich die Vermittlung von Ereignis und Struktur. In den Sozialwissenschaften hat vielleicht auch die akademische Arbeitsteilung zwischen Soziologie und Politikologie zu einer eher naiven Lösung dieser Probleme beigetragen: die Ereignisse gehören der Politikwissenschaft, die Strukturen der Soziologie.

56 Pierre Bourdieu, *La distinction. Critique social du jugement*, Paris 1979; dt. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt am Main 1982.

57 Vgl. Wilhelm Dilthey, *Die Typen der Weltanschauung und ihre Ausbildung in den metaphysischen Systemen*, 1911. Vgl. zu dieser Problematik Odo Marquard, »Weltanschauungstypologie«, in: ders., *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie*, Frankfurt am Main 1973, S. 107 f., der diese Typologie als »resignierte Form der Geschichtsphilosophie« deutet.

58 Dilthey, *Weltanschauungslehre*, GS, Bd. VIII, S. 222.

halten und das praktische Leben strukturieren.⁵⁹ Er unterscheidet den »Objektiven Idealismus« (als kontemplativen Ansatz vom Gefühl her), den »Idealismus der Freiheit« (als aktivistischen Ansatz vom Willen her) und den »naturalistischen Realismus« (als positivistischen Ansatz vom Verstand her). Diesen drei Typen ordnet er dann alle philosophischen Strömungen von der Antike bis in die neueste Zeit zu.⁶⁰

Das ist eine reine Konstruktion⁶¹ – subsumtionslogisches Vorgehen, wie Oevermann sagen würde, in reinsten Form. Um das Veränderungspotential von Weltdeutungen erfassen zu können, muß jedoch rekonstruktiv vorgegangen werden. Weltanschauungsinterpretation kann nur gleichsam von unten nach oben erfolgen und dadurch offenbleiben für das Erfassen von sich möglicherweise vollziehenden Transformationen in den Mustern der Wirklichkeitsdeutung. Hierbei sind eben insbesondere auch Formen des Urteilens sowie die ihnen zugrunde liegenden ästhetischen und moralischen Vorstellungen zu untersuchen (wobei diese sich durch Aktualisierung auch verändern können). Die Kantsche Fassung des Begriffs der Weltanschauung verweist auf die »Königsberg-Position« aller Menschen in der globalisierten Welt sowie auf die Dimensionen von Repräsentation, Inszenierung und Visualisierung, die nicht auf den Bereich der Politik beschränkt sind, sondern auch etwa in Wissenschaft und Religion eine Rolle spielen. Denn der Kampf um Weltauslegung ist nicht auf politische Ideologien beschränkt.⁶²

59 Die Dreiteilung ist keine Erfindung von Dilthey. Bereits sein Lehrer Tiedemann unterschied drei Typen: Demokritismus, Platonismus und Spinozismus.

60 Zum »objektiven Idealismus« unter anderem Parmenides, den Stoizismus, Spinoza, Herder, Goethe, Schelling, Hegel, Schopenhauer; zum »Idealismus der Freiheit« unter anderem Platon, Augustin, Kant und Fichte; zum »Naturalismus« unter anderem Demokrit, Epikur, Hobbes, Hume und Comte.

61 Ebenfalls eine ahistorische und statische Konzeption von Weltanschauungstypologie findet sich bei Karl Jaspers in seiner *Psychologie der Weltanschauungen* als dem Versuch, zu verstehen, »welche letzten Positionen die Seele einnimmt«. Für ihn ist eine Weltanschauung »nicht bloß ein Wissen, sondern sie offenbart sich in Wertungen, Lebensgestaltung, Schicksal, in der erlebten Ranganordnung der Werte«. »Wir nennen ja Weltanschauung sowohl die faktische Existenz der Seele in ihrer Totalität gesehen als auch die rationale geformten Lehren, Imperative, gegenständlichen Bilder, die das Subjekt anspricht, anwendet, zu Rechtertungen nutzt.« Die Typologie wird hier vorwiegend konstruiert ausgehend von »angeborenen« Merkmalen wie etwa Geschlecht und Rasse. Karl Jaspers, *Psychologie der Weltanschauungen* [1919], München 1985, S. 36.

62 Vgl. Max Weber, »Das Kennzeichen des sozial politischen Charakters

5. Deutungsmusteranalyse, revidiert

Eine revidierte Deutungsmusteranalyse kann sich auch heute noch fruchtbar an Mannheim orientieren, weil er wie kaum ein anderer die historische Genese von Ideen und die Veränderung von Gedanken im historischen Prozeß betont hat.⁶³ Denk- und Weltanschauungsstile bilden sich unter konkreten historischen Bedingungen und treten später in Konkurrenz zueinander um die richtige Auslegung der Welt. Sie haben ein bestimmtes Maß an Autonomie und eine je eigene »immanente Sinnlogik«. ⁶⁴ Sie sind an die schöpferische Leistung von Subjekten gebunden, aber eine soziologische Analyse hat diese geistigen Leistungen auf die sozialen Bedingungsfaktoren hin zu befragen. »Die wesentliche soziologische Aufgabe besteht also darin, die *soziologischen Zurechnungen* zu vollziehen und diese Zurechnungen in einer Weise zu be-

eines Problems ist es ja geradezu, daß es nicht auf Grund bloß technischer Erwägungen aus feststehenden Zwecken heraus zu erledigen ist, daß um die regulativen Wertmaßstäbe selbst *gestritten* werden kann und *muß*, weil das Problem in die Region der allgemeinen Kulturfragen hineinragt. Und es wird gestritten nicht nur, wie wir heute so gern glauben, zwischen »Klasseninteressen«, sondern auch *zwischen Weltanschauungen*, – wobei die Wahrheit natürlich vollkommen bestehen bleibt, daß dafür, *welche* Weltanschauung der Einzelne vertritt, neben manchem anderen auch und sicherlich in ganz hervorragendem Maße der Grad von Wahlverwandtschaft entscheidend zu werden pflegt, der sie mit seinem »Klasseninteresse« – wenn wir diesen nur scheinbar eindeutigen Begriff hier einmal akzeptieren – verbindet. Sicher ist unter allen Umständen Eines: je »allgemeiner« das Problem ist, um das es sich handelt, das heißt aber hier: je weittragender seine Kulturbedeutung, desto weniger ist es einer eindeutigen Beantwortung aus dem Material des Erfahrungswissens heraus zugänglich, desto mehr spielen die letzten höchst persönlichen Axiome des Glaubens und der Wertideen hinein.« »Die »Objektivität«, a. a. O. (wie Anm. 50), S. 153.

63 Vgl. auch Karl Mannheim, »Beiträge zur Theorie der Weltanschauungsinterpretation«, in: ders., *Wissenssoziologie*, hg. von K. Wolff, Neuwied/Berlin 1964.

64 Vgl. die sehr ähnliche Formulierung im Oevermann-Papier von 1973: »Für die soziologische Analyse ist entscheidend, über die *Commonsense*-Abbildung dieser Interpretationsmuster hinauszugelangen und die »innere Logik«, das heißt die konkrete Einstellungen und Erwartungen erzeugenden, die historische Identität von gleichsam epochale Deutungsmuster ausmachenden Interpretationen zu rekonstruieren« (S. 9).

gründen, daß diese denkerischen Leistungen des erkennenden Subjekts nicht zu einer bloßen Konstruktion, sondern zu einer Rekonstruktion werden. [...] Es handelt sich also hierbei um eine durchgehende Sichtung der Denkströmungen, Denkelemente (Begriffe und Denkformen), bei der von Fall zu Fall festgestellt werden muß, welchen politischen und sozialen Richtungen ein jedes dieser Denkelemente zugerechnet werden muß.⁶⁵

Im *Konservatismus*-Buch untersucht er die Genese der beiden, wie er meint, grundverschiedenen Denk- und Weltanschauungsstile des liberalen und des konservativen Denkens. Er analysiert den Entstehungskontext, die immanente Sinnlogik und die Veränderung von Denkformen im historisch-sozialen Prozeß. Zentral ist auch hier eine dynamische Perspektive: »Uns kommt es nicht auf die allgemeine Typik der politischen Weltanschauungen und Denkweisen, sondern auf eine historisch werdende allmähliche Verschiebung und Übereinanderschiebung der Denkelemente und der Totalzusammenhänge an. Und schließlich interessiert uns nicht nur zu sehen, wie diese allgemeine Verschiebung zustande kommt, sondern wie diese Verschiebungen mit dem soziologischen Hintergrunde zusammenhängen und wie sich in all dem eine gemeinsame Werdeproblematik durchsetzt.«⁶⁶ Die Vorteile der Mannheimschen Konzeption liegen in der Verknüpfung von Ursprüngen und Wandlungen von Theorien mit situativen Veränderungen einerseits und in der Betonung der Konkurrenz von weltauslegenden Deutungssystemen andererseits.⁶⁷ Er bezeichnet seine Form der wissenssoziologischen Analyse von politischen Theorien als einen »dritten Weg«, der »gleichsam die Mitte zwischen zeitloser Semantik und historischer Unmittelbarkeit wählt«. »Dieser dritte Weg besteht darin, daß man die aufkommenden Theorien und ihren Wandel in enger Verknüpfung mit den Kollektivgruppen und typischen Gesamtsituationen und deren dynamischem Wandel (dessen Exponent sie waren) zu erfassen versucht. Denken und Sein müssen hier in ihrer innigen Verflochtenheit wiederhergestellt werden. Nicht ein Bewußtsein überhaupt schlägt hier mögliche Wege nach Willkür ein, auch stellt das einzelne Individuum keine Theorie ad hoc für eine bestimmte einmalige Lage aus sich heraus, sondern bestimmte strukturierte Kollektivkräfte schufen für bestimmte strukturell erfassbare Lagen ihren Wollungen entsprechende Theorien und fan-

65 Karl Mannheim, *Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens* [1925], hg. von David Kettler u. a., Frankfurt am Main 1984, S. 55 f.

66 Ebd., S. 104.

67 Vgl. auch Karl Mannheim, »Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiete des Geistigen« [1928], in: V. Meja und N. Stehr (Hg.), *Der Streit um die Wissenssoziologie*, Frankfurt am Main 1982, Bd. 1, S. 325-370.

den die für jene Lagerung sich ergebenden Denkaspekte und Orientierungsmöglichkeiten. Nur weil diese strukturell bedingten Kollektivkräfte über die einmalige historische Situation heraus weiterbestanden, bewährten sich jene Theorien und Orientierungsmöglichkeiten auch weiterhin. Erst als die Strukturierungen sich veränderten, sich allmählich verschoben, entstand das Bedürfnis nach neuen Theorien, nach neuer Orientierung.⁶⁸ Das ist genau das von Oevermann einst geforderte, aber selten wirklich angewandte Spiralmodell der historisch-genetischen Analyse kultureller Deutungsmuster.

Daraus ergeben sich folgende Forderungen für eine revidierte Deutungsmusteranalyse:

- Eine Rückbesinnung auf die wissenssoziologischen Intentionen und Implikationen jeder Analyse epochaler Deutungsmuster, die ohne Mannheims »dritten Weg« nicht zu leisten ist. Durchaus in Übereinstimmung mit der damaligen Intention Oevermanns, der ja versprach, »auch inhaltlich einen wichtigen Beitrag zur wissenssoziologischen Analyse wichtiger aktueller Phänomene [zu liefern], weil unter den genannten Gesichtspunkten den Curricula im Sozialkundeunterricht in zunehmendem Maße eine zentrale Rolle bei der Vermittlung von sozialen Deutungsmustern zufällt, die ihrerseits für die Legitimation des politischen Herrschaftssystems von zentraler Bedeutung sind« (S. 30).
- Eine Kritik des Materialminimalismus, wie er von einigen objektiven Hermeneuten mittlerweile zur Tugend erhoben wird.⁶⁹ Er erweist sich insbesondere dann als mehrfach unzureichend, wenn aus dem Fallmaterial rekonstruierte Muster der Wirklichkeitsdeutung (respektive die ihnen zugrunde liegenden Deutungsmuster) auf ihre historische Genese und Entwicklung hin untersucht werden müßten (wie exemplarisch am Fall Fest/Speer gezeigt wurde).
- Die Ausrichtung des »Weltanschauungskonzepts« an Urteilskraft und nicht an »letzten Axiomen«. Urteilsakte, die im öffentlichen Raum stattfinden, sind Vorschläge, eine geteilte Welt zu interpretieren. Die ästhetische Dimension der Wirklichkeitsauffassung, die Politik der Bilder, ist mit Urteilen in der Öffentlichkeit verknüpft und gestaltet *World-Views*.

68 Karl Mannheim, *Ideologie und Utopie* [1929], Meisenheim am Glan 1965, S. 153 f.

69 Ein sanftes Plädoyer für einen der Fragestellung, nicht einem imaginiereten Purismus der Methode angemessenen Umgang mit dem Material findet sich neuerdings in Ulrich Oevermann, »Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis«, in: Kraimer (Hg.), *Die Fallrekonstruktion*, a. a. O. (wie Anm. 12), S. 58-156.

Diese Forderungen lassen sich auch nochmals inhaltlich begründen: Wäre das Projekt zum Deutungsmuster ›Chancengleichheit‹ durchgeführt worden, hätte Oevermann sich tatsächlich darangemacht, die »historische Identität von gleichsam epochale Deutungsmuster ausmachenden Interpretationen zu rekonstruieren« (S. 9), hätte er zur Erklärung der historischen Genese unterschiedlicher Hintergrundannahmen zu ›Chancengleichheit‹ anhand von heterogenem Material Vorstellungen über Gleichheit, Bildung und Eliten rekonstruieren müssen (ähnlich wie das im Hinblick auf die Kernannahmen der *Cultural Studies* versucht wurde). Hierbei hätten sich dann wohl auch nationalspezifische Unterschiede gezeigt – wie sie anhand der Fest-Passage angedeutet und mit Bezug auf die britisch-konservativen Wurzeln der *Cultural Studies* angesprochen wurden: unterschiedliche Ausgangskonstellationen und Entwicklungslogiken der Ideen über Kultur, Bildung, Geistesaristokratie und Chancengleichheit. Gezeigt hat sich in diesen rudimentären Analysen freilich auch das von Mannheim stets ins Zentrum gerückte Problem der Konkurrenz auf dem Gebiete des Geistigen. Von ihm noch hauptsächlich als Kampf zwischen den politischen Weltanschauungen von Konservatismus, Liberalismus und Sozialismus gefaßt, bedarf das Problem der Konkurrenz dringend neuer Reflexion und empirischer Analysen: sowohl das zwischen wissenschaftlichen Disziplinen wie auch jenes zwischen neuartigen religiös-politischen Sinnsystemen. Es wäre zu wünschen, daß solche Analysen auf dem von Mannheim bezeichneten dritten Weg vermehrt durchgeführt würden – ohne weiterhin den Bannfluch der Disziplinen Soziologie und Geschichte auf sich zu ziehen.

Fritz Schütze Ein biographieanalytischer Beitrag zum Verständnis von kreativen Veränderungsprozessen

Die Kategorie der Wandlung

Die Soziologie hat sich mit Erscheinungen des Schöpferischen, des Kreativen stets sehr schwergetan. Die Thematik des Kreativen wird gestreift in Max Webers Theorie des Charismas (dazu vgl. Weber 1964, S. 179-188, 832-873) und des Propheten (vgl. Weber 1964, S. 346-355), in manchen Grundsatzüberlegungen zu sozialen Bewegungen und zu sozialen Rekonstruktionen (vgl. zum Beispiel Blumer 1975; Shiburani 1986, S. 332-393; Eyermann und Jamison 1991, S. 45-65; Klanderman 1997, S. 37-63, 206f.), in manchen neueren Arbeiten zur Techniksoziologie (vgl. zum Beispiel Clarke 1991; Fujimura 1991, 1992; Gooding 1992; Pickering and Stephanides 1992) und sicherlich auch in manchen Arbeiten der Kunst- und Literatursoziologie (vgl. insbesondere Oevermann 1996). Wirklich grundlegend hat schließlich George Herbert Mead (vgl. 1968, S. 216-266) über das Kreative nachgedacht, indem er die Instanz und schöpferische Potenz der intuitiven, impulsiven Ich-Kräfte in der Persönlichkeit des Menschen, die er »I« nannte, auf der einen Seite der innehaltenden, auf die impulsiven Veränderungen in den inneren Zuständen des Menschen aus der Außenperspektive zurückschauenden Instanz und Sichtweise, die er »me« oder »nich« nannte, auf der anderen Seite gegenüberstellte. In ähnlich fundamentaler Weise hat sich Ulrich Oevermann – zum Teil ausgehend von Mead, aber auch von Marx und Freud – sowohl grundlagentheoretisch als auch forschungslogisch mit der Erklärung der Entstehung des Neuen in der gesellschaftlichen Wirklichkeit beschäftigt (vgl. Oevermann 1991).¹ Aber insgesamt kann man doch sagen, daß es Soziologen ähnlich wie nichtsoziologischen Laien ergangen ist, nämlich daß sie Kreativität als etwas Rätselhaftes betrachten, das dem einzelnen, einer Gruppe oder einer gesellschaftlichen Situation wie in einer Epiphanie geschenkt wird – deshalb aber auch nicht sozialwissenschaftlich erklärt geschweige denn systematisch gesellschaftlich organisiert werden kann.

Für diese von mir nicht geteilte Auffassung gibt es sicherlich gute Gründe, die ich in meiner ganz knappen Skizze nicht erörtern kann. Ich

¹ Dieser spannende Ansatz ist so umfassend, daß seine Erörterung im vorliegenden Beitrag nicht möglich ist.